

Die Ohnmacht des Mächtigen

VON JOSEF JOFFE

Wie Großmächte gerne mit den Kleinen umgehen würden, hat keiner besser beschrieben als Thukydides. In seinem Klassiker *Der Peloponnesische Krieg* berichtet er von den Athenern, die den kleinen Inselstaat der Melier als Verbündeten gegen Sparta zu gewinnen trachten. Frech fragen die Melier, warum sie denn ihre feine Neutralität aufgeben sollten. Antwort: „Weil die Großen tun, was sie können, und die Kleinen, was sie müssen.“ In schnöder Verkennung der Machtverhältnisse verweigern sich die Melier. Daraufhin landet ein athenisches Heer, das die Männer dahinmeuchelt und die Frauen in die Sklaverei verkauft.

Vorbei, vorbei. Heute sind es routinemäßig die Kleinen, die den Großen eine lange Nase zeigen. Nehmen wir Amerika und Israel. Seit Wochen bemüht sich Washington, die Regierung Netanjahu zu einem weiteren Rückzug aus dem Westjordanland zu bewegen. Seit Wochen reagieren die Israelis wie die Melier: höflich-freundschaftlich im Ton, unbeugsam in der Sache. Sie wollen neun, nicht aber die gewünschten 13 Prozent räumen. Selbst Clintons Ultimatum hat Netanjahu nicht beeindruckt. Bis zum Wochenbeginn hatte der Präsident dem Premier Zeit gegeben, um die 13-Prozent-Lösung zu schlucken. Und abermals „nein“.

Netanjahu: „Israel ist schließlich kein Vasallen-Staat.“ Diese rhetorische Girlande ist ebenso richtig wie irreführend. Natürlich ist Israel kein Vasall, aber es ist von den USA so abhängig, wie es ein freies Land überhaupt sein kann. Waffen, Wirtschaft, Wohlwollen – man könnte die Liste beliebig fortsetzen. Entscheidend aber ist das Existentielle: Sollte die regionale Supermacht irgendwann in Lebensgefahr kommen, wird allein Amerika der Retter sein wollen und können.

Warum kann dann Amerika-Athen nicht Israel-Melos seinen Willen aufzwingen? Aus dem gleichen Grund, aus dem die USA Bonn nicht zum Nachgeben gegenüber dem sowjetischen Berlin-Ultimatum zwingen konnte. Oder die Japaner nicht zur Öffnung ihrer Wirtschaft. Oder die Philippinen nicht zur Verlängerung uralter Stützpunkte-Rechte. Der Große bleibt gefesselt, weil er seine Macht gegenüber dem Kleinen nur sehr behutsam einsetzen kann.

Amerika könnte Israel nur mit Schlägen zermürben, die den Freund ernsthaft schwächen. Es könnte High-Tech-Waffen streichen, Handelsmauern hochziehen, bei den UN gegen Israel stimmen. Aber damit würde sich Clinton ins eigene Fleisch schneiden, weil er den wichtigsten Verbündeten in Nahost in die Knie zwingen würde. Um den Baum zu strafen, würde er den Ast absägen, der als unverzichtbarer Hochsitz dient. Das gleiche galt für Bonn im Kalten Krieg und

gilt für Tokio noch heute.

Womit kann also Amerika den Israelis drohen? Mit der Absage der Vermittler-Rolle? Das ist nicht glaubhaft, wenn Amerika seit 1977 den Makler spielt und so zugleich alle Rivalen wie Paris oder Moskau aus Nahost fernhält. Mit Entzug der Sympathien? Netanjahu und seinen rechten Regierungsparteien ist das offenbar egal; sonst hätte er sich schon zuvorkommender gezeigt. Das Kernproblem liegt inzwischen auf der Hand: Netanjahu denkt nicht daran, den Oslo-Prozeß fortzusetzen, dessen Logik einen lebensfähigen Palästinenser-Staat enthält.

Er will aus einer Position der maximalen Stärke in die Endstatus-Verhandlungen mit Arafat gehen; das heißt, mit soviel Land unter israelischer Kontrolle wie nur möglich. Er will keine Siedlung aufgeben und kein strategisches Glacis, seien es die Berge oder die Jordansenke. Arafat darf Gaza und die Städte behalten, die Israel ohnehin nicht will. Leider findet Netanjahu dabei in Arafat einen Gegner, der regelmäßig die falschen Gegenzüge macht. Er glaubt, daß ihm Clinton den Staat auf einem Silbertablett präsentieren wird. Er glaubt, daß er die Weltmeinung gegen Israel aufbieten kann. Er glaubt, daß er in CNN den Frieden predigen kann, derweil er diesen daheim als bloße Etappe auf dem Weg zum ganzen Palästina („vom Fluß bis zum Meer“) verkauft.

Tatsächlich müßte Arafat eine „israelische“ Strategie verfolgen. Ben-Gurion nahm 1947, während des UN-Teilungsplans, was er bekommen konnte; der Staat war wichtiger als das Areal. Statt in Washington zu kämpfen, müßte Arafat arrondieren, wo er kann und dann den nächsten Schritt ins Visier nehmen. Er müßte wie weiland die Israelis einen funktionierenden Staat aufbauen, auch wenn der noch nicht so heißt. *Medinat ba derech*, nannten das die Prä-Israelis, einen „Staat auf dem Weg“. Doch Arafat kann sich noch immer nicht von der Politik der grandiosen Gestik trennen, die er so perfekt beherrscht.

Grundsätzlich kann er den Krieg für Palästina nur in Israel gewinnen. Netanjahu hat inzwischen demonstriert, daß er einen palästinensischen Staat in vernünftigen Grenzen nicht will – oder nicht gewähren kann. Der vom Volk Gewählte kann auch nicht von außen gestürzt werden. Folglich braucht der Frieden eine andere israelische Mehrheit, und genau das ist Arafats große (und einzige) Chance. Er kann „Wandel durch Annäherung“ betreiben, den Terror entmachten, die kleinen konstruktiven Schritte vollziehen. All das wird 51 Prozent der israelischen Wähler davon überzeugen, daß ihr Heil nicht bei Netanjahu, sondern im Miteinander zweier Völker liegt, die der Tragödie ihres Hundertjährigen Krieges nur gemeinsam entfliehen können.